

PIPER

**ROSETTA
LOY**

**STRASSEN
AUS STAUB**

ROMAN



Beerdigung vom Giai gewesen sei, mit der Sonne und den Tauben, und wie fluchbeladen dagegen die vom Gran Masten. Gott, sagte er, versteht es, den Tag auszuwählen, an dem die Menschen sterben müssen.

Die Fantina ging nie auf den Friedhof, denn in den drei Jahren, die sie in dem Zimmer vom Giai verbracht hatte, war jeder seiner Atemzüge von ihr aufgesogen worden und mit dem Atem die Seele. Das, was nun in der Erde lag, war nichts mehr, sagte sie, weniger noch als die leeren Larvenhüllen, die man im Frühjahr im Gras zertritt, wenn die Insekten davongeflogen sind. Der Maria und der Gonda stockte das Blut in den Adern, wenn sie solche Reden hörten; in der Stille, die folgte, kam es allen beiden so vor, als hörten sie die Geige des Giai spielen wie an den Sommerabenden. Und nach einem dieser Gespräche kam es der Maria in den Sinn, sie könnten die Luison oben in Moncalvo auffordern, wieder mit ihnen zusammenzuleben.

Die Luison ließ sich das nicht zweimal sagen. Sie hatte die Fantina und die Maria ja großgezogen und immer mit den beiden gelebt, seit sie ihr Dorf, das flach wie ein Taschentuch zwischen Udine und Cividale lag, verlassen hatte, um in die Fremde nach Moncalvo zu gehen.

Sie erinnerte sich noch an jene Reise, die über eine Woche gedauert hatte, während der Mais hoch stand auf den Feldern und die Rebstöcke grün zwischen den Furchen die Hänge herunterwuchsen. Die ersten Zikaden begleiteten das Getrappel der Pferdehufe, und der Cousin, der den Wagen lenkte, hatte ununterbrochen die Landschaft, die Hügel, die Häuser schlechtgemacht und die widerspenstigen Tiere angetrieben, auf dem unwegsamen Boden weiterzugehen. Die Luison war fünfundzwanzig Jahre alt und hatte so glänzende dicke Zöpfe, wie sie in Moncalvo noch niemand gesehen hatte. Von Kopf bis Fuß mit Staub bedeckt, thronte sie hoch oben auf ihren Möbeln, und die Leute hatten sich nach ihr umgesehen und sich gefragt, wer wohl dieses große kräftige Mädchen sei, das daherkam wie die heilige Kunigunde, die zum Martyrium geführt wird. Je weiter der Karren ins Dorf hineingefahren war, um so mehr waren der Luison die Tränen heruntergelaufen beim Gedanken an ihre Heimat voller Wälder und Farne, wo das Wasser klar über die Felsen sprang; und sie fragte sich, wie ihre Schwester es fertiggebracht hatte, an einem derartigen Ort, unter so anderen Menschen

glücklich zu sein. Die Tränen waren dann in hemmungsloses Weinen übergegangen, als sie die Schwelle der Haustür überschritten und die beiden Kinder zusammen auf dem Kanapee hatte liegen sehen, den Kopf voller Grinde und in einem Gestank, der einem den Atem nahm. Eines, die Matelda, konnte gerade laufen, und das andere, die Maria, war bis zum Kinn in Windeln gewickelt.

Eine ängstliche Mutter war die Luison gewesen, manchmal verdrießlich und manchmal lustig, sie hatte den beiden Kindern deutsche Lieder vorgesungen – die hatte sie von den Soldaten gelernt, die in den Wäldern rund um ihr Dorf lagerten – und Stoffpuppen genäht aus jedem Restchen, das im Haus zu finden war. Stoff von alten Schürzen, von zerschlissenen Laken. Sie machte den Puppen Augen und einen roten Mund, ein großes buntes Kinn, das den Äpfeln dort in ihrer Gegend glich. Der Schwager wollte sie heiraten, um den Gerüchten ein Ende zu setzen, die im Dórf aufgekommen waren. Er war noch jung, und es schien ihm richtig, der Luison eine Anerkennung, eine Stellung anzubieten. Aber sie hatte nicht gewollt. Sie sagte, gewisse Dinge lägen ihr nicht, sie fühlte die »Natur« nicht. Männer stießen sie nicht ab, zogen sie aber auch nicht an, sie wollte sie nicht, und fertig. Sie wollte nur ihre mit Blumen und Vögeln bemalte Truhe, das Klöppelkissen, die Maria und die Matelda. Von ihnen ließ sie sich umarmen und küssen, ihnen erlaubte sie, mit ihr unter die Decke zu schlüpfen, um sich an ihrem großen, lauen Leibe aufzuwärmen. Und wenn man sie genau betrachtete, verstand man, daß ihr trotz ihrer kräftigen Formen, trotz ihres breiten Rückens etwas fehlte. Wenn sie sich die Haare wusch und der Schwall der aufgelösten Zöpfe offen von der steinernen Bank herabhing, erinnerte sie an bestimmte Heldinnen wie Genoveva von Brabant, die einige Zeit ihres Lebens im Wald bei den wilden Tieren zugebracht hatten, weil sie sich mit den Tieren wohler fühlten als mit den Menschen. Als fehlten auf ihrer Tastatur jene Töne, die eine vollkommene Musik ermöglichen. So konnten die beiden Kinder mit der größten Freiheit die Zärtlichkeit ihrer Umarmungen genießen, doch wenn jemand sie mit dem Ellbogen anstieß oder ein Bein sie unter dem Tisch streifte, fauchte sie durch die Nase wie eine Katze. Und wenn ihr Bild mit den beiden auf den Knien einen rühren konnte wegen der schüchternen und offenherzigen Sanftheit der Bewegungen, enthüllte ihr Körper, kaum daß sie sich aufrichtete oder die Kinder von ihrem Schoß glitten, unvermutet die Plumpeheit der Gelenke, das Fehlen von Flüssigkeit.

Nun ist die Luison erneut bei ihnen, noch einmal sind ihre Truhe, ihre noch ein wenig älter gewordenen Möbel auf- und abgeladen, die Treppe hinaufgetragen worden. Aufs neue bricht ihre leicht dröhnende Stimme das lange Schweigen der Abende. Ihre eifrigen Hände nageln Holz dorthin, wo die Scheiben fehlen und das Geld, um welche zu kaufen, sie rühren die Polenta im Kessel, damit sie locker wird wie eine Creme, die Luison stellt sich dabei auf einen Hocker, um mehr Kraft aufzubringen, und manchmal singt sie. In dem Haus voll großer Leere verfliegen ihre Lieder, alte Lieder der österreichungarischen Soldaten, die vielleicht auch ihr selbst unverständlich sind, wie ein Vogelflattern.

Die Fantina stickt, das Meßgewand, das die Signora Bocca für die Kirche San Michele in Auftrag gegeben hat, muß das schönste werden weit und breit, und am Wohnzimmerfenster sitzend, verbringt sie jede Stunde, die es hell ist, am Stickrahmen. In die Mitte hat sie einen Lockenkopf gezeichnet, und die Haare stickt sie mit Goldfäden, die Augen mit blauen Seidenfäden. Das, sagt sie, sei der Kopf des Jesuskindes, während die Engel, die ihm zur Seite erscheinen, der Erzengel Michael und sein Gefährte, der Erzengel Gabriel, sind.

Deren Gesicht sieht man nicht, weil die Fantina sie von hinten zeigen will, bereit, Hand in Hand in den Himmel aufzusteigen. Der Erzengel Michael trägt eine lange rote Tunika, hat offene Haare bis zu den Schultern, dichtgefiederte Flügel wie die der Adler und hält das Silberschwert hoch, während die Lilie des Erzengels Gabriel zu schwanken scheint, so fein ist sie, von blassen lila Reflexen umspielt. Und aus der Tunika sehen zart und schmal seine Fersen mit ein paar winzigen Blutstropfen darauf hervor.

Warum der Erzengel Gabriel Blut an den Fersen hat, kann sich niemand erklären, auch der Propst nicht, dem der kalte Schweiß ausbricht, wenn er das Meßgewand anschaut, das er eines Tages wird tragen müssen. Das Blut ist da, sagt die Fantina, weil ich es gesehen habe. Wo, wann, daran erinnert sie sich nicht, aber sie hat es gesehen. Vielleicht, sagt sie noch, kommt es von den Schlehen und Brombeersträuchern, denen der Erzengel auf der Erde begegnet ist, als er hinging, um der Jungfrau Maria die Botschaft zu verkünden; und ihre Augen weichen denen des Propstes aus, tauchen bleich unter die Lider.

Es war an einem Septembernachmittag. Gebeugt stickte die Fantina am Fenster, und die Blätter des Birnbaums zeichneten Schatten auf den Stickrahmen, die Fliegen setzten sich auf das Deckengewölbe, das die beiden Brüder mit vier verschiedenen Veduten hatten bemalen lassen. Die Fantina hielt die Füße auf das Querholz des Stuhls gestützt und redete über die Apfelernte: Dieses Jahr, sagte sie, müßte es besser aussehen als im vergangenen Jahr, es sei denn, daß es noch hagelte. Da sie glaubte, sie spreche mit der Maria, war die Luison ruhig eingetreten und blieb wie angewurzelt auf der Schwelle stehen: Der Giaï stand dort, eine Hand auf das Fensterbrett gestützt, und obwohl es noch heiß war, trug er den Barchentanzug und einen Schal um den Hals.

Es war so selbstverständlich, hatte die Luison später gesagt, daß sie beinahe angefangen hätte, auch mit den beiden zu reden ... Aber jetzt, wenn sie es recht bedachte, war doch etwas seltsam an ihm: die Hand. Sie war ganz zerkratzt. Die Maria hatte zu weinen begonnen, die Tränen waren die verhärmte Kurve ihrer Wangen hinuntergerollt, sie wußte, was diese Kratzer bedeuteten, und nun, als die Luison erzählte, wie schön der Giaï war mit dem geneigten Kopf und diesem Schal, der ihm lang bis zum Knie hinunterfiel, litt sie bei der Erinnerung, empfand aber auch ein heftiges Verlangen nach ihm.

»Mit den Toten Umgang zu pflegen ist nicht gut«, hatte der Propst gesagt. Der Gedanke, daß das Meßgewand, an dem die Fantina so endlos stickte (sie würde zehn Jahre dazu brauchen), für ihn bestimmt war, bereitete ihm Unbehagen. Ihm schien, als würde es ihm dann später bei der bloßen Berührung den Rücken verbrennen. Und dennoch hat man noch nie ein solches Meßgewand gesehen, auf dem die Rottöne wie Rubine leuchten und das Gold einen beinahe blendet. Die Lilie des Erzengels Gabriel hat Blütenblätter, die sich bei der Berührung aufzulösen scheinen, so leicht sind sie, während das Schwert des Erzengels Michael Sonnenglanz aussendet. Der Propst setzt sich neben die Fantina, die Toten, die ins Fegefeuer kommen, erklärt er ihr, sind dort, weil sie irgendeine Schuld büßen müssen, alle haben wir unsere Sünden, aber wenn sie dann gestört werden, müssen sie Hunderte und Aberhunderte von Jahren länger im Fegefeuer bleiben.

Er ist noch jung, der Propst, hat einen dunklen Bart, bei dem er gar nicht nachkommt mit Rasieren; von jenem Haus voller Frauen wird er angezogen wie die Stechmücke vom Wasser, er geht herum und hält inne, dreht die Augen zum

Himmel, als die Gonda kommt und ihn mit ihrem nach verfaulten Zähnen riechenden Atem unterbricht. Die Fantina sieht ihn gleichmütig an, sie, die niemals schön war, hat nun eine blühende Gestalt, glatte und pralle Haut, einen runden Hals, sie beugt sich zum Propst vor, befeuchtet sich die Lippen.

Gott, welche Listen der Teufel erfindet! Der Propst springt ruckartig auf, stolpert über den Stuhl, jenes Meßgewand auf dem Stickrahmen riecht nach Schwefel. Vielleicht ist es das Gold, vielleicht die Seide. In der Küche rührt die Maria das Traubenmus über dem Feuer, sie hat die Ärmel aufgekrempt, und der Dampf macht ihre Haare naß, klebt ihr den schwarzen Baumwollstoff des Kleides an den Körper. »Und vom Pidrén keinerlei Nachricht?« fragt der Propst mit ersterbender Stimme. Sogar die Luison, die die Fünzig überschritten hat, läßt blendendweißes, unversehrtes Fleisch durchschimmern, während sie der Maria hilft.

Der Pidrén ist in Einsiedel. Er hat ein wenig Deutsch gelernt und wird vielleicht die Tochter eines reichen Talgkaufmanns heiraten. Er hat viele Bräute gehabt, eine in Amiens und sogar eine in Sevilla, aber keinmal war es wirklich endgültig. Und auch jetzt, wenn er daran denkt, daß er den Rest seines Lebens in diesem windumwehten grauen Ort verbringen soll, durch den ein Strom von Pilgern fließt, scheint ihm, als sei Einsiedel dazu bestimmt, nur ein Durchgangsort zu sein, eine Poststation. Besser, sich auch diese Margarethe, die wie Milch und Honig ist, aus dem Herzen zu reißen, samt dem Haus, das an dem Marktplatz liegt, wo Kutschen aller Art hin und her fahren und Herzöge und Prinzessinnen in weiten dunklen Umhängen daraus aussteigen, um in die alte Kathedrale zu gehen und sich dort der Länge nach auf den Fußboden zu werfen. Besser, wieder das Pferd mit der karierten Decke zu besteigen und auf die große Gelegenheit zu hoffen, die ihn zum General machen wird. Zar Alexander hat mit Napoleon gebrochen, und der Kaiser klaubt sich in ganz Europa Truppen zusammen, der Zar ist märchenhaft reich, und es geht die Rede von Kirchen mit Giebeln, die mit Goldplättchen geschmückt, von Zimmern, die mit Lapislázuli getäfelt sind. Wer dort als erster die Türen der Klöster aufbricht, wird so viele Reichtümer vorfinden, daß er gar nicht genug Pferde haben wird, um sie fortzuschaffen.